

## MENSCHWERDUNG ODER

### AM ANFANG WAR NICHT DER CHRISTBAUM

Am Anfang war die Geschichte eines Menschen, der Rätsel aufgab: Er war der Jünger eines strengen Rabbi, der die Umkehr predigte, denn das Gericht Gottes sei nahe, die Axt schon an die Wurzel des Baumes gelegt. Die Botschaft des Schülers nahm sich heiterer aus, nicht tödliches Gericht sondern aufrichtiges Heilen, sei das was nahe sei. In seiner Nähe wurden Kranke gesund und Tote lebendig. Der betroffene Meister mußte konstatieren, die Lehre des Schülers habe die Seine überholt. Damals soll eine Frau gesagt haben, selig der Leib der dich getragen hat, die Lokalpresse recherchierte, daß die Familie der Person aus Nazareth stammte, gehobener Mittelstand, Vater selbständiger Zimmerer. Bei der Geburt soll es nach dem, was erzählt wird, Unregelmäßigkeiten gegeben haben. Die steile Karriere des Wanderpredigers fand einen tragischen Höhepunkt in seiner Verurteilung wegen der Behauptung, ein König zu sein. Nach der Kreuzigung im Jahr 33 führte seine stilisierte Popularität zu einer Spaltung der jüdischen Religion. Soweit die Fakten.

So agnostisch eine solche Kurzbeschreibung auch klingen mag, sie führt zu der Frage, wer war dieser Jesus. In 2000 jähriger Geschichte haben sich manche Sichtweisen der Dinge so verfestigt, daß sie als ursprüngliche Fakten hingenommen werden. Selbst auf der Ebene der kanonischen Evangelien ist die Frage nach der Herkunft und Identität Jesu recht widersprüchlich. Da sind die Stammbäume Jesu, die ihn als Sohn des Josef und damit als Sohn des Königs David ausweisen, während derselbe Josef sich von Maria trennen will, weil ihm die Schwangerschaft seiner Verlobten rätselhaft erscheint. Da stehen die Berichte von der Taufe Jesu und seiner Verklärung, in denen die Stimme Gottes ihn als seinen geliebten Sohn ausweisen. Wie soll das verstanden werden, wenn von dieser Stimme gesagt wird, daß sie nur Jesus

hörte, wenn nicht als Berufungserlebnis? Wie vertragen sich solche Erzählungen mit dem Gesang des Johannes, der Jesus als das Ewige Wort preist, das am Anfang bei Gott war und durch den Alles geworden ist? Auch die Kindheitsberichte selbst lassen sich nicht einfach als historische Ereignisse in eine Chronologie pressen, denn wie hätte man den Besuch Jesu im Tempel zur Beschneidung mit der Flucht nach Ägypten zu koordinieren: Das Protoevangelium nach Jakobus eine Schrift des späten zweiten Jahrhunderts, die über die Rezeption der Kirchenväter, diverse Übersetzungen, spätere Kindheitsevangelien, bis zu der *Legenda Aurea* des Jakobus de Voragine (zwischen 1263 und 1273) zu einer der bestrezipiertesten antiken Schriften im Mittelalter zählt. versucht im zweiten Jahrhundert noch eine Auswahl der wichtigsten Ereignisse zu treffen: Gleich nach den Hirten kommen die Weisen aus dem Morgenland und es folgt die Flucht nach Ägypten. Für den Pseudomattäus, ein lateinisch verfasstes Evangelium des neunten Jahrhunderts wird zwar der Plot vollständiger, dafür aber unvergleichlich hektischer: Nach dem kurzen Abstecher nach Jerusalem, wo die Eltern Jesu das vorgeschriebene Reinigungsopfer darzubringen hatten, hätten sie kurz nach Bethlehem zurückkehren müssen, um die Anbetung der Könige geschehen lassen zu können, daraufhin wären sie nach Ägypten geflohen, um rechtzeitig zum 12. Geburtstag des Knaben wiederum nach Jerusalem zu pilgern, um Jesus dort zu verlieren. Solche Koordinierungsversuche sind auch später noch in den verschiedenen Evangelienharmonien gemacht worden, wirken aber leider zumeist nur sehr bemüht. Jeder dieser biblischen Berichte hat seine eigene Logik, die ernstzunehmen ihrem Rang als heilige Schrift entspricht. Man möchte meinen, Polyphonie des Glaubens tönt aus den Evangelien, nicht ein Unisono der Geschichte.

Aber auch die Einzelklänge der Evangelien geben Akkorde, aus denen sich wiederum Symphonien des Erzählens entfalten. Manche dieser Klänge scheinen im Lauf der Geschichte verklun-

gen zu sein, um viel später unter ganz anderen Vorzeichen wieder aufgenommen zu werden, andere wurden dominant und changierten unter den Klängen der Zeit, die gegen das kirchliche Erzählen brandete. Dieser Artikel will diese Klänge neu zum Klingen bringen und das Nacheinander und Miteinander, das Gegentönen und Einstimmen der verschiedenen Melodien entfalten, so als wenn wir zurücktreten könnten hinter den gewohnten Klang, den uns 2000 Jahre zugetragen haben.

Wer war dieser Jesus? Da ist Markus, der ihn als den Schüler des Johannes ausweist. Ganz schlicht schreibt er, „und als er aus dem Wasser stieg, sah er, daß der Himmel sich öffnete und der Geist wie eine Taube auf ihn herabkam. Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: Du bist mein geliebter Sohn, an Dir habe ich Gefallen gefunden.“ (Mk. I. 10f). Wie in einer Berufungsgeschichte wird Jesus das Bewußtsein zugetragen, Sohn des Höchsten zu sein. Diese Deutung der Person Jesu wird in den folgenden Jahrhunderten für reichen Diskussionsstoff sorgen, denn wie verträgt sich die Berufung mit der Gottheit Christi. Ist er durch seine Berufung zu dieser Würde erhoben worden, oder muß er nicht schon immer diese Würde innegehabt haben? Wir sind es in demokratischen Systemen gewohnt, dass jeder etwas aus seinem Leben machen kann, die höchste Würde im Staat bekleiden oder geniale Leistungen vollbringen kann. Unvorstellbar in einer Zeit, wo die Mächtigen sich mit dem Nimbus der göttlichen Zeugung schmücken müssen, um fehlenden Adel zu sublimieren. Man muß nicht auf die karolingischen Riten zurückgehen, in denen ein Hausmeier sich zum König und Kaiser aufschwang, noch vor hundert Jahren glaubten die meisten Menschen in Österreich an die Prädestination einer Familie, die von Gottes Gnade Kaisertum beanspruchte, und heute noch das Interesse der Klatschpresse zu bewegen vermag. Die Kirche, in der man die Gemeinde Jesu zuerst Christen nannte, die Kirche von Antiochia, beharrte lange bei der Meinung, Jesus sei ein Mensch,

der von Gott berufen worden sei. Das war nicht nur Aufklärung, sondern auch politisch opportun: Wenn Gott seinen Sohn aus den Menschen berufen kann, dann kann er auch Kaiser machen, Familien können aufsteigen, ohne alten Adel ausweisen zu müssen. Freilich werden solche Überlegungen erst nach Konstantin sinnvoll und erst dann brechen solche Streitigkeiten aus, die als Frucht das Glaubensbekenntnis hervorbrachten. Im ersten und zweiten Jahrhundert waren die Fragestellungen noch nicht von der Frage nach der Macht bestimmt. Aber die Frage nach der Bestimmung des Menschen, der Vorzeichnung seines Lebensweges, war wichtig für die, die nach dem Sinn ihres Lebens fragten. Woher kommen wir, wer sind wir, wohin gehen wir? Das waren die Fragen, die die religiöse Szene beherrschten. Zur Erkenntnis über solche Fragen zu gelangen, hieß für viele Religionen, sich rückzubinden an den Ursprung des Seins und seinem Ziel. Die antiochenische Berufungsgeschichte schloß auch das nicht aus. Was, wenn Christus, wie der Prinz im Perlenlied, bei seinem Herabsteigen ins Fleisch eines menschlichen Körpers, seine wahre Identität vergessen hätte, und ihm in der Berufung seine wahre Identität einleuchtet und Gestalt annimmt. Dieses Schema gehörte zu einem religiösen Muster, wie es in den ersten Jahrhunderten in den verschiedenen Mysterienreligionen kursierte. Im Konzert dieser Religionen spielte auch das Christentum mit, anfänglich genauso exotisch wie Isis und Osiris oder der persische Mithras. Wie nahe das Christentum diesen Bewegungen war, läßt sich noch heute an den neutestamentlichen Schriften ablesen. Wenn Paulus an die Korinther schreibt "Die einen sagen, ich halte zu Paulus, ein anderer, ich zu Apollos" (1. Kor.3.4.), dann ist damit die Gefahr der Austauschbarkeit angesprochen, die aus den jeweiligen Berufungen hervortritt und sich zyklisch erneuert, wie das Leben der ägyptischen Götter. Paulus setzt dagegen den einen Geist Christi, der in allen gemeinsam wirkt. Religiöse Muster werden also nicht einfach modisch übernommen, sondern auch abgrenzend präzisiert. Hierin liegt

dann in weiterer Folge der Grund dafür, dass nicht alle religiösen Schriften des frühen Christentums in den Kanon der Heiligen Schrift einziehen, sondern, sobald die Abgrenzungen konkreter werden, in die zweite Reihe zurücktreten. Das hat weniger mit der Popularität dieser Schriften zu tun, als mit der Sorge um das verbindliche Mindestmaß, dessen, was zu glauben ist. Die Kirchenleitung war damit nicht immer erfolgreich, wie die Diskussion noch der Reformationszeit belegt, wo erneut über den Umfang der Heiligen Schrift gestritten worden ist. Trotzdem sind die Schriften der zweiten Reihe nicht unerheblich für die Fragen die damals gestellt wurden, weil sie viel eindringlicher oft Fragen weitertreiben, in Richtungen hinein, die selbst in den kanonischen Evangelien vorhanden sind.

Wer war dieser Jesus? Da ist Matthäus, der Jesus als den Sohn Davids ausweist. Verwunderlich genug, dass derselbe Evangelist, der mit Jesaja die Jungfrauengeburt zitiert, den Stammbaum Jesu auf Josef zurückführt. Hier wird jüdisches Selbstbewußtsein reflektiert, nachdem der Vater die Zugehörigkeit zum Stamm sichert. Die Anrede „Sohn Davids“ dürfte zu den ältesten Titeln Jesu gehören, der in diesem Stammbaum seine Legitimation erhält. Sein Königtum als genealogischer Anspruch dürfte zwar keinen realpolitischen Kontext gehabt haben, wohl aber wird die messianische Endzeiterwartung in die Tradition Jesajas hineingepflanzt. Wie weit diese jüdische Verwurzelung geht, zeigen die Abgrenzungen zu den Samaritanern, gegen die Matthäus Jesus im Bildwort sagen lassen kann, „es sei nicht recht den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen“ (Mat 15.26). Angespielt wird hier auf das Samaritanische Schisma zwischen den aus den vom babylonischen Exil heimgekehrten Juden und den im Land verbliebenen Samaritanern. Für die aus dem Exil Heimgekehrten war Judentum zur Religion geworden, Staat und Tempel Zeichen der Gnade Gottes. Die Samaritaner als Nachkommen der nicht ins Exil gewanderten Unterschicht hat-

ten die theologische Deutung der Geschichte nicht übernommen, waren in vielen Lebensbereichen viel eher bereit, sich zu assimilieren. Sie lebten im Jetzt der realen Möglichkeiten. Solche Konflikte und ihr historischer Kern dürften spätestens nach der Zerstörung Jerusalems Randphänomene gewesen sein, die in der Heidenmission nicht mehr verständlich gewesen sein können. Sie werden theologisch umgedeutet, um auf das Neue der Botschaft Jesu und die Überwindung des jüdischen Erbes. Jesu Herkunft, und das ist zentral für die Botschaft des Matthäus, liegt in der Abstammung aus dem Hause Davids, das den Retter hervorbringen wird, so wie diese nachexilisch = messianisch gedeutet wurde. Aber nicht nur Jesu Herkunft wird hier reflektiert, sondern Matthäus zeichnet ein sehr genaues Bild des Josef. Er ist wie der Patriarch Jakob und sein Sohn, der ägyptische Josef mit der Gabe des Traumes ausgezeichnet, in dem er mit dem Engel des Herrn verkehren kann. Dreimal erscheint ihm der Engel um seine Anweisungen zu geben, Maria zu heiraten, nach Ägypten zu fliehen und von dort zurückzukehren, und er redet Josef mit dem selben Titel an: „Josef, Sohn Davids“. So prominent tritt er in keinem der anderen Evangelien auf. Dagegen steht Maria wie eine Ikone ohne eigene Initiative in seinem Schatten, ein Werkzeug, das sich von ihm leiten läßt. Selbst in der Geschichte Josefs, wohl noch vor dem Ende des 4. Jahrhunderts sind die auffälligen Träume zurückgenommen, obwohl der Erzähler sich als einer seiner Söhne aus erster Ehe bezeichnet und doch eher das Andenken des Vaters hätte hochhalten sollen. Auffällig bereits in der Widmung dieser Historia ist der Zusammenhang mit dem Osiris Kult Ägyptens, der auch für die Rezeption der Erzählung der drei Weisen relevant werden soll. Die zyklische Erneuerung der Gottheit lehnt sich an die Nilschwemme an, die der Landwirtschaft Fruchtbarkeit und der Gesellschaft Wohlstand bringt. Das geheimnisvolle, weil gefährliches und doch notwendige Naturschauspiel, mit seinen kultischen Feiern gebannte Ereignis wird christlich mit der Gestalt Josefs neu besetzt und gedeutet.

Als Epiphaniestag am 6. Jänner werden die drei Miracula, Anbetung der Könige, Taufe im Jordan und Hochzeit zu Kanaa gefeiert, die Anbetung der Weisen also nicht als Geburtsfest begangen, sondern als Offenbarwerden der Gottheit Christi. Damit nimmt der Erzähltraktus die Historizität zurück, den die Evangelien formal nahelegen und doch in ihrer Opulenz schwer nachzuweisen sind, denn die zeitgenössischen Autoren wie Flavius Josephus kennen das allgemeine Erschrecken Jerusalems nicht, von dem Matthäus berichtet. Besonders anregend für die frühchristlichen Autoren waren die wenigen Verse, in denen die Flucht nach Ägypten skizziert wird. Die Epiphanie kann sich hier in verschiedenen Szenen entfalten: Was geschieht auf dem Weg, wenn der Jesusknabe Hunger verspürt. Natürlich neigen sich die Palmen zu Jesus herab. Was geschieht, wenn er wilden Tieren begegnet Drachen, Löwen und Panther? Müssen sie sich nicht im Angesicht Christi vergegenwärtigen was Jesaja prophezeite und einträchtig mit Ochs, Esel, Böcken und Schafen einherziehen? Was geschieht, wenn man bei dieser Flucht auf Wegelagerer trifft? Haben sie Erbarmen mit dem verborgenen Gott und bilden sie nicht schon das Vorbild für die Schächer am Kreuz? Diese späten aber sehr wirkungsvollen Szenen des Pseudomathäus, schaffen es, die erzählerischen Lücken zu schließen, die den voyeuristischen Blick angesichts der kargen Kost der Evangelien unbefriedigt lassen. Solche Szenen binden die Ereignisse der Kindheit Jesu aber auch zurück an die Frage, wie sich die Gottheit zeigt, schlagen Brücken zu dem, was auch die Evangelien selber als wichtig erachten. Die Rückbindung an die Passion und das Osterereignis, aus deren Licht erst die Kindheit verständlich wird, bildet den Schlüssel zum Verständnis dessen, was Christentum meint. Die Methoden freilich gelten dem aufgeklärten Leser heute als abenteuerlich. Jede Szene und jedes Detail einer Erzählung kann als verborgener Hinweis auf etwas wesentliches gedeutet werden. Geschichte ist nicht nur eine lineare Geschichte, sondern kann andere Geschichten vor- oder

nachbilden. Wenn wir heute davon reden, daß eine beliebige Verhaltensweise einer Person typisch für sie sei, dann ist das die schwache Erinnerung daran, was Typen einmal gewesen sind: Das Geschehen in der Natur ist typisch für das Werk der Erlösung, meint so etwas wie eine Vorahnung. Gleiches kann auch für Personen oder Gegebenheiten des alten Testaments gelten, sie nehmen als Bild vorweg, was in Jesus und seinen Geschichten Wirklichkeit werden soll. In den Gaben der Weisen sind König-tum (Gold), Priestertum (Weihrauch) und Begräbnis (Myrrhe) vorgebildet. Wenn die Weisen aus dem Morgenland in den verschiedenen Lebensaltern dargestellt wurden, wie dies bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein geschah, dann konnte damit angedeutet sein, wie der Mensch typischerweise reagiert. Wenn sie später als Vertreter der verschiedenen Kontinente weiß-, schwarz- oder gelbhäutig dargestellt wurden, dann war damit zwar die Gesamtheit der Menschheit gemeint, zugleich aber in der Reihenfolge ihres Auftretens auch eine Wertung vorgenommen. Diese drei Beispiele mögen die Bandbreite der diversen Bezugssysteme verdeutlichen, in denen sich immer neu das Erscheinen des Göttlichen vollziehen konnte, in einem heiligen Kaleidoskop.

Wer war dieser Jesus? Da ist Lukas, der Arzt und Maler, dessen Antwort scheinbar zur Grundmelodie dessen geworden ist, was wir Weihnachten nennen. Bei ihm kann man nicht anders als mit einer Legende zu beginnen. Danach hat er seine Informationen über die Kindheit Jesu von der Gottesmutter selber erhalten, wie Jacobus de Voragine schreibt. Ob dies im Rahmen der Potraitsitzungen, als er das Bild der Gottesmutter malte, das noch heute in Rom als „Salus Populi“ verehrt wird, geschah oder nicht, mag offen bleiben. Jedenfalls ist seine Kindheits Erzählung die mit Abstand reichste der kanonischen Evangelien. Im Mittelpunkt der Kindheitsgeschichten steht endlich Maria, die in die Reihe der großen alttestamentlichen Frauengestalten gestellt

wird. Dies geschieht nicht wie bei Matthäus, indem solche Frauen im Stammbaum genannt werden, sondern der Evangelist läßt sie den großen Lobpreis der Hanna, der Mutter Samuels neu auf-führen. Das Magnificat variiert den Gesang der betagten Mutter, die ihren Sohn im Tempel von Schilo darbringt, wo er erzogen werden soll. Ist hier zunächst nur auf die wundersame Geburt und die Heilsbedeutung des geborenen bzw. des zu gebärenden Kindes angespielt, so entwickelt sich aus dieser zarten Anspielung schon bald eine ganze Erzähltradition, die sich dann auf Maria selber beziehen wird. Josef selber ist nur mehr der, den man für den Vater Jesu „hielt“ ( Lk. 3.23), ansonsten tritt er in den Hintergrund, in dem wir es wahrzunehmen gewohnt sind. Als einziger der Evangelisten kennt Lukas den Namen des Verkündigungse Engels (Gabriel) den Wortlaut der Unterredung, während die moralischen Skrupel Josefs ausgeblendet werden. Nicht einmal ein Wundern seinerseits wird vermerkt. Tief greift der Evangelist in die rhetorische Trickkiste, wenn er Jesus und Johannes verwandt setzt. Dies ist der einzige Hinweis auf die Verwandtschaft Mariens im Neuen Testament, der in der Frage nach der Herkunft Jesu von besonderer Bedeutung werden soll. Dieses Muster der erzählerischen Erweiterung ins Vorfeld und Umfeld des Geschehens hinein wird zum Muster vieler nicht kanonischen Evangelien, die Geschichten verdoppeln und variieren und neue Bezüge herstellen. Für Lukas ist aber zunächst nur interessant, die Empfängnis Christi im Kontrast zu akzentuieren. Wie im Gegenlicht erscheint der Zacharias mit seiner furchtsamen Ungläubigkeit am Rauchopferaltar, denn was über ihn und seinen Sohn erzählt wird, ist vor allem die Folie, auf der Maria und mit ihr Jesus leuchten sollen. Der historische Kern, die Beziehung Jesu zu Johannes dem Täufer als Schüler- Lehrer-Beziehung, wird genealogisch umgedeutet als etwas Wesentliches und nicht Austauschbares. Erzählerische Entfaltung als Deutungsschema für Glaubensgeheimnisse, darum geht es Lukas, nicht um Geschichtsschreibung. Das Beispiel der Verkündigung

an Zacharias ist typisch, weil in ihm das erfolgreichste Entfaltungsmuster der Kindheitsevangelien vorgeführt wird. Der Engel Gottes verkündet die Geburt eines Kindes, wie verhält sich der Mensch, dem Gott sein Wort zueignet. Der Priester zweifelt und wird mit Stummheit gestraft. Die Jungfrau glaubt und öffnet ihren Mund zum Lobpreis. Der Lehrer, Johannes, der von seinem Schüler, Jesus, überflügelt wird, begrüßt diesen schon im Mutterleib, und nimmt vorweg, was später gesagt werden soll, dieser, der nach mir kommt, ist mir voraus. Dieses Verschmelzen der Ebenen macht die Geschichten durchsichtig hin auf eine gemeinte Wirklichkeit, die sich auch mit Dogmen nicht befriedigend beschreiben läßt. Als das Konzil von Nicaia definierte, dass Christus wahrer Mensch und wahrer Gott, geboren aus der Jungfrau sei, klagte Irenäus von Lyon: So zwingt man uns Dinge zu definieren, die man nicht definieren kann. Er sollte recht behalten, denn die eine Definition zog andere nach sich, bis zum Konzil von Ephesus und den Dogmen Pius IX von der Unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter und Pius XII mit dem Dogma von der Leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel. Die Wahrheit Gottes ließ sich nicht einsperren und begrenzen. Aus dem selben Grund aber wucherten ebenso die Geschichten, die Lukas nach sich zog.

Wie nach einem Dambruch fluten neue Fragen in den Erzählstrom, was war Maria für eine Frau, wenn sie unter dem Kreuz auszuhalten vermochte, während die Apostel flohen, woher hatte sie ihre Kraft und ihren Glauben, was haben ihre Eltern ihr vermittelt, und wer waren die, hatte sie weitere Geschwister? Die kreativsten Antworten auf solche Fragen lieferte das sogenannte Protoevangelium des Jakobus, Hier ist, wie im Evangelium des Lukas, die Frage nach der Herkunft und Berufung Mariens zugunsten einer ewigen Erwählung entschieden. Ihre Empfängnis wird der ihres Sohnes nachgebildet. Allerdings gibt es diesmal zwei gleichrangige Elternteile und keine Jungfrauengeburt, was es notwendig macht, den Engel,

emanzipatorisch korrekt, zweimal auftreten zu lassen. Die Verkündigung an Anna ist szenisch ganz ähnlich der lukanischen Verkündigung an Maria nachgebildet, mit der Erweiterung, dass der Engel just dann bei ihr eintritt, nachdem sie angesichts eines Sperlingspaares ihre Kinderlosigkeit beklagt hatte. Die Verkündigung an Joachim variiert die Verkündigung an Zacharias. Wegen seiner Kinderlosigkeit war sein Opfer im Tempel verschmäht worden, das er doppelt abzugeben sich verpflichtet hatte. In Bußgesinnung bleibt ihm nichts, als vor der Stadt die Schafe zu hüten. Beglückt von der frohen Kunde des Engels eilen sie voll Mitteilungsbedürfnis einander entgegen. Anna und Joachim begegnen einander an der Haustüre, das erneute Opfer im Tempel wird angenommen und nach sieben Monaten wird die Jungfrau geboren. Erst das Mittelalter baut diese Geschichte typologisch aus. Jakobus und auch noch Pseudomattäus fehlen die Hinweise auf die Abstammung Joachims aus dem Haus Davids, auch wenn sein Name eine solche nahelegt und die Gottes- und Davidkindschaft harmonisierbar macht. Auch die Umdeutung der Haustür zur Goldenen Pforte des Tempels geschieht erstmals im Buch über die Geburt Mariens; eine Schrift westlicher Prägung aus dem achten Jahrhundert. Diese Standartszene der mittelalterlichen Darstellungen des Marienlebens, die Begegnung an der Goldenen Pforte, wie sie nur mehr genannt wird, hat hier ihre Wurzeln. Der typologische Sinn dieser Ortswahl liegt in der jüdischen Tradition, der endzeitliche Messias werde durch diese Pforte in den Tempel einziehen. Die heilige Familie hat in der Familie Mariens sozusagen ihr Pendant gefunden und wird bis in die Barockzeit hinauf parallel dargestellt.

Aber nicht nur jüdische Vorstellungen führen zu Erweiterungen des Erzählstoffes: Ganz im hellenistischen Sinn wird die kleine Maria von ihrer Mutter von jeder Verunreinigung bewahrt, und nach ihrem dritten Geburtstag von den Eltern in den Tempel gebracht, um dort als Tempeljungfrau zu dienen. Eine solche Vorstellung ist dem Judentum gänzlich fremd gewesen. Im Judentum

waren Frauen grundsätzlich nicht zum Dienst im Heiligtum zugelassen. Dabei zitiert das Protoevangelium selbst den Grund, aus dem in Jerusalem keine Frauen zum Tempeldienst zugelassen waren. Die Furcht vor der Befleckung durch Blut in der Menstruationszeit wird angedeutet, wenn die Priester fürchten, die Zwölfjährige könnte den Tempel beflecken, und deshalb einen Mann für sie aussuchen. Diese historische Ungenauigkeit erklärt sich nicht nur aus der zeitlichen Entfernung zur Zerstörung des Tempels, sondern vor allem aus dem Adressatenkreis aus der hellenistischen Tradition. Enthaltensamkeit der Priester und Krieger waren auch dem Judentum nicht fremd. Dies schloß aber keineswegs sexuelle Unberührtheit ein, was ja auf Dauer als Unfruchtbarkeit hätte gedeutet werden müssen. Im Hellenismus privilegierte diese Unberührtheit die Priesterinnen nicht nur jene der Vesta in Rom. Es wundert nicht, wenn nach dem Verschwinden der heidnischen Kulte sehr bald dieser Tempelgang Mariens monastisch gedeutet wird. Schon der Pseudomatthäus stattet die Lebensweise der Tempeljungfrau Maria mit klösterlichen Gepflogenheiten aus, wie dem Singen der Tagzeiten oder den Gradualien. Dies reicht bis zur Analogie der Stufenzahl, die Maria beim Eintritt hinaufgestiegen ist, mit der Zahl der damals gebräuchlichen Gradualien.

Gerade der gesteigerte Reinheitsbegriff macht den weiteren Verlauf des Evangeliums brisant. Die Entfaltung der lukanischen Erzählung muß klären, wie Maria mit Josef verlobt wurde, und wie die geheimnisvolle Empfängnis aufgenommen wurde. Zuerst: Warum Josef? Wenn nun die Jungfrau nicht im Tempel bleiben kann, muß ein Mann für sie gesucht werden. Dies ist begreiflicherweise nicht mehr Aufgabe der Eltern sondern der Priester. Das Protoevangelium weiß zu berichten, daß man Witwer in Israel aussuchte, diesmal schlägt die jüdische Vorstellung von der erwiesenen Fruchtbarkeit durch und nicht die hellenistische Reinheit im Sinne der Unbeflecktheit. Aus Josefs Stecken fliegt eine Taube auf und setzt sich auf seinen Kopf. Wenn später die

Legenda Aurea daraus ein Ergrünen des Stabes und noch später die westliche Tradition blühende Lilien macht, greifen sie zurück auf den alttestamentlichen Typus des Stabes Aarons, der durch dieses Gottesurteil zum Altardienst bestimmt wird. Aber nicht nur das Zeichen wird abgeändert, auch die Fruchtbarkeit Josefs muß kaschiert werden, zugunsten der sprießenden Keuschheit. Josefs Söhne, namentlich Jacobus der Herrenbruder, verschwinden in den mittelalterlichen Quellen. Die Möglichkeit, der Nährvater habe Kinder gezeugt und damit die Reinheit der Gottesmutter beleidigt, wird mehr und mehr anstößig. Diese Tendenz setzt sich über die Legenda Aurea fort, wo Jakobus ein Sohn der Maria Cleophas ist, die als Nichte Josefs gedacht wird. In der Vision der Colette Boilet (1380- 1447), die bestimmend für die weitere Tradition von der Struktur der Heiligen Sippe wird, erkennt man endlich in dieser Maria Cleophas eine Tochter der Heiligen Mutter Anna aus zweiter Ehe, verheiratet mit dem bis zu dieser Vision nicht einzuordnenden Alphäus. Jakobus wird damit zum Cousin Jesu mütterlicherseits. Insgesamt sind drei Ehen zu veranschlagen, die erste mit Joachim, dann folgt Cleophas, dann Salomas. Die Cousinversammlung der Heiligen Sippe ist imposant: zu ihr zählen Johannes Evangelista und Jakobus Maior, Barnabas und Simon Zelotes und im zweiten Grad, biblisch besser begründet, Johannes der Täufer sowie dessen Neffe Servatius. Josef ist damit nurmehr Nährvater und Zuschauer, Verwandtschaft Jesu wird nur mehr über den Heiligen Geist beziehungsweise die Mutter Gottes begründet. Aber diese Familienaufstellung sorgt sich auch um den Rang der Gottesmutter selber, die aus erster Ehe gezeugt vorgestellt wird, damit ihr Vorrang aber auch die Reinheit der Anna, wenn schon nicht fortwährend so doch anfänglich, gesichert ist.

Was aber tat Maria im Haus des Josef? Bereits das Protoevangelium ist bestens informiert, auch wenn seine Antwort später Widerspruch erfahren sollte. Sie übt sich in heiliger Handarbeit. Im Auftrag der Tempelpriester spinn und wäscht sie die Pur-

purwolle für den Vorhang des Tempels, jenen Vorhang, der nach Johannes bei der Kreuzigung zerreißt und damit den Blick auf das Allerheiligste bloßlegen soll. Dieser Vorbezug auf die Passion bindet theologisch reizvoll das Marienleben zurück auf seine eigentliche Funktion, Christus zu verkündigen. Aber an diesem Detail entzündet sich später eine soziologische Problematik. Nach dieser Quelle wäre Gabriel der Jungfrau am Brunnen erschienen, während sie die Wolle wusch, ärgerliches Detail für jene mittelalterlichen Nonnen, die sich nicht über die Handarbeit sondern ihre Intellektualität definierten. Ärgerliches Detail für jene Theologen, die der Königin der Engel eine solch niedere Tätigkeit nicht zumuten wollten. Nachottonisch verschwindet das Motiv vollständig aus der westlichen Tradition.

Ganz ähnlich erging es einem weiteren Detail des Protoevangeliums, das völlig unrezipiert geblieben ist. Dass sich Josef über die Schwangerschaft seiner Verlobten wunderte oder ängstigte oder gar aufregte, wie das Buch über die Geburt Mariens berichtet, ist biblisch nachweislich. Wenn sie aber als Tempeljungfrau nur in seine Obhut gegeben wurde, wie werden die Priester auf die augenscheinliche Schändung der Jungfrau reagieren? Es kommt zum Gerichtsverfahren mit nachfolgendem Gottesurteil. Da der Schierlingsbecher beiden Beklagten nicht schadet, müssen die Priester sich zufriedengeben. Als antijüdische Polemik hätte diese Szene viel Stoff geboten, warum aber wird sie nicht aufgegriffen? Möglicherweise war bereits im 7. Jahrhundert die Identifikation des Tempels mit monastischen Institutionen so stark ausgeprägt, dass man eine kritische Nebenbedeutung vermeiden wollte, dies aber muß Spekulation bleiben.

Die Auseinandersetzung um die dogmatisch seit Ephesus geglaubte Jungfräulichkeit Mariens trägt das Buch von der Geburt Mariens anlässlich der Darstellung der Geburt Christi aus, wobei der Freundin der Hebamme die unangenehme Aufgabe zufällt zu zweifeln. Als Beispiel für die Unbedingtheit des Glaubens im Gegensatz zum Schauen wird das Zeugnis der Heb-

amme, die ihrer Freundin von der wundersamen Geburt aus der Jungfrau erzählt, nicht angenommen. Selber nachprüfend, ob die Jungfernhaut der Gottesgebärerin noch intakt ist, ereignet sich ein Strafwunder, die Hand der Zweiflerin verdorrt. Erst als ein Engel des Herrn sie auffordert, das Kind auf ihre Arme zu nehmen oder nach einer anderen Variante zu berühren und sie Gehorsam leistet, kann sie genesen. Die wundersame Geburt wird durch verschiedene Zeichen hinein bis ins Kosmische gedeutet. Da schweigt die Natur wie bei einer Sonnenfinsternis, da wird das Strahlen, das von dem Kind ausgeht so gewaltig, dass die Hebamme es nicht wagt, die Höhle zu betreten, da wird der Geburtsort von solch überirdischem Duft erfüllt, wie später nur mehr das leere Grab Mariens. Der Lyrik ist kein Ende mehr.

Wer war dieser Jesus? Da ist Johannes mit seinem Gesang von dem Ewigen Wort. Ohne entscheiden zu wollen, wie alt diese Vorstellung ist: abstrakter ist Jesus nie gedacht worden. Ein Mensch wird eins mit der Idee, schon mitgedacht zu sein, als die Schöpfung begann. Die große Versuchung, die Menschwerdung Christi sei nur die Posse eines genialen Regisseurs, der im Himmel die Fäden zieht, wissend um den Ausgang der Geschichte und der Pointe nach drei Tagen Grabesruhe, ist hier so verführerisch nah, wie die Schlange am Baum der Erkenntnis. Das Problem, wie die erhabene Gottheit im Körper eines sterblichen Menschen hausen kann, hat die Kirche des vierten Jahrhunderts gespalten. Die sybillische Antwort „wahrer Gott und wahrer Mensch“ wirkt fast hilflos schlicht. Ob sie jemals im Bewußtsein der Gläubigen wirklich eingeholt wurde, mag offen bleiben. Thomas von Aquin schrieb über das Geheimnis der Eucharistie: „Einst am Kreuz verhüllte sich Deiner Gottheit Glanz, hier ist auch verborgen Deine Menschheit ganz.“ Von der Tendenz her war man eher gewillt, die Menschheit kleinzuschreiben als seine Gottheit. Die Berichte des Pseudomatthäus mit ihren Szenen von der Flucht nach Ägypten beschreiben, was passiert, wenn das

ewige Wort verborgen im Körper eines Kindes wohnt. Wenn der Jesusknabe von einer Palme zu essen wünscht, dann neigt sie in Demut ihre Krone, nachdem der Jesusknabe sie freundlich darum bittet. Und wenn die Götterbilder Jesus an sich vorbeiziehen sehen, so müssen sie zweifelsohne von ihren Podesten stürzen. Wie die unreinen Geister der späteren Heilungsberichte, erkennen sie in dem Kind den verborgenen Gott, der ihrer Herrschaft ein Ende bereiten wird. Dieses Kind bildet nicht nur die Wunder vom Auszug aus Ägypten nach, hier ist in der Erinnerung auch gespeichert, welchen Stellenwert gerade die ägyptischen Christen der Gottheit Christi zubilligten und wie sehr sie bereit waren für diese Gottheit zu kämpfen. Inkarnierte Götter waren den Ägyptern nicht fremd.

Wie aber sah es mit dem Bewußtsein Jesu aus, was wußte der Knabe von seiner göttliche Herkunft, und wie ging er damit um? Zu den pikantesten Geschichten gehören die Erzählungen des Thomasevangeliums, in denen Jesus mit Altersgenossen und Lehrern umzugehen hat. Da ist ein Knabe, der Jesus beim Vorbeigehen anstößt und zur Antwort erhält: „Du sollst auf diesem Weg nimmer gehen!“ Dies gesprochen von dem „ewigen Wort“ muß Tat werden, und der Knabe verstirbt. Nicht anders ergeht es Eltern, die sich bei Josef über seinen Sprößling beklagen oder Lehrer, die ihn zu belehren suchen. Aber ebenso genügt ein Lachen des Knaben, um all diese Toten wieder zum Leben zu erwecken. Die Geschichten haben einen ernsten Kern, denn in der Tat ist Christus als das Ewige Wort wesentlich Gott. Sein Wort kehrt nicht eher zu ihm zurück, bis es vollbracht hat, wozu es gesagt war. Welch ein Erschrecken aber eine solche Macht im Mund eines Kindes zu wissen. Die Vorstellung solch scheinbar unverantworteter Macht wirken bis hinein in die Märchenwelt der Grimms oder eines Hauffs, wo Menschen Wünsche freigegeben werden, die nicht wissen, was sie sagen, und darum alles verlieren. Hier aber ist etwas anderes Thema: So naiv werden Gottheit und Menschheit nebeneinandergestellt, dass sich

erschreckende Macht der Gottheit und kindliche Spontaneität mischen. Er ist wirklich Kind, das sich ärgert, der Tod nur Spiel. So wie die Tauben aus Lehm, die er am Sabbat formt und zum Leben erweckt, dass sie wegfliegen, solche tönernen Tauben sind für jedes Kind real und können fliegen im Spiel. Alles ist für dieses Kind Spiel seiner göttlichen Möglichkeit. Der frühen Kirche waren solche Spiele zuwenig göttlich und zu sehr verwerfliches Spiel. Statt die Frage zu stellen, wie dieses Kind gelernt hat, seinen Gott Vater zu nennen und dem Leben zu trauen, das heißt Mensch zu werden, war sie manchmal vielleicht selber zuwenig Kind und zu sehr auf der Jagd nach dem Göttlichen Wesen. Konsequenterweise hätte man auch jenes Wort nicht in den Kanon aufnehmen dürfen, in dem Jesus seinen Jüngern ins Stammbuch schreibt: „wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, gelangt ihr nicht in das Himmelreich.“ Doch dies sei fern.

Das Göttliche Erbarmen im Herz eines Kindes findet kaum eine schönere Ausprägung als in der Geschichte aus dem Buch über das Leben Johannes des Täufers, wohl eine Syrische Quelle des vierten Jahrhunderts. Marie sieht während der Flucht nach Ägypten ihren Sohn betrübt unter einer Palme sitzen und fragt besorgt, ob nicht etwa Josef mit dem Knaben geschimpft habe. Jesus verneint und berichtet der Mutter, dass er Johannes den Täufer in einer Vision gesehen habe. Er trauere um seine Mutter Elisabeth, die auf der Flucht vor Herodes gerade in der Wüste verstorben sei. Er schlägt der betroffenen Gottesmutter vor, einen Kondolenzbesuch via Wolke zu machen, was dann auch geschieht, wobei Jesus klugerweise jene Salome mitreisen läßt, die früher in der Geburtsgrötte Zweifel an der Jungfrauengeburt geäußert hatte. In der Wüste angekommen waschen die Frauen den Leichnam der Elisabeth, die herbeigerufenen Erzengel Michael und Gabriel schaufeln das Grab aus, während die Seelen der verstorbenen Priester Zacharias und Simeon die Aussegnung vornehmen und das Zeichen des Kreuzes über die Verstorbene schlagen. Hier ist für den zu besprechenden Zusammenhang

weniger die liturgische Vordatierung von Bestattungsriten von Interesse, als die Szene der Begegnung in der Wüste, die Raphael aufgegriffen hat und die durch diverse Reproduktionen im neunzehnten Jahrhundert ungeheuer populär wurde, auch wenn die Kenntnis des Textes nicht mehr vorhanden war. Die Wahrheit dieser Szene ist bizarr, kaum mehr hinter den phantastischen Details zu entdecken. Himmel und Hölle funktionieren in der Hand eines Kindes. Immer schneller und verzweigter werden die Handlungen, als müsse man beweisen, was dieses Kind nicht alles vermag.

Wer war dieser Jesus? Da sind die Philosophen und Sybillen mit ihrem Lied vom göttlichen Kind. Das göttliche Kind ist keine Erfindung des Christentums, als solches ließ sich schon jener Augustus feiern, der mit seiner Volkszählung selbst des Evangelienberichtes gewürdigt wurde. Diese Steuerzählung, die aus lebendigen Menschen Steuerzahler, das heißt berechenbares Zahlenmaterial machte, im Letzten den Menschen zur Zahl, zur Nummer werden ließ, bildet den Anstoß zur Wanderung der heiligen Familie nach Bethlehem. Auch diese symbolische Deutung gehört zum Geheimnis der Menschwerdung, die am Kreuz zu ihrer Mitte und zugleich zu ihrer Entäußerung kommen soll. Dieser Augustus, der den Menschen quantifizierte, ließ sich selber als dieses göttliche Kind feiern, er brauchte kein Kreuz. Das idealistische Bild einer heilen Welt in währendem Frieden bildete die Mythologie seines maßlosen Herrschaftsanspruchs. Stellvertretend sollte von ihm Heil ausströmen und doch nur für ihn reserviert sein. Alle späteren totalitären Systeme tragen dieses Mal des Verrats, der dem Anspruch die Wirklichkeit unterordnet.

Die Sehnsucht der Menschen nach einem solchen Friedensfürsten ist so alt wie die Menschen selber, die einmal aus der Natur herausgefallen, wie aus dem Mutterschoß, sich nach Rückkehr sehnen. Kein Wunder, dass gerade das Wunder der Geburt eines Menschen Fragen stellt nach dem Sinn solchen Lebens und

seinem Ziel. Freud nannte es das Unbehagen an der Kultur, die alte Krankheit des Menschen, der auf der Suche nach einer verlorenen Heimat neue Welten zu schaffen sucht, um eine solche Heimat neu zu bauen und jedesmal dabei scheitert, da ihm die Rückkehr unmöglich ist. Für Freud ist Religion ein sehr traditioneller Versuch, solche Heimat zu stiften oder die Illusion der Rückkehr zu setzen, indem sie sich anlehnt an die Rhythmen der Natur, dem Erstarren des Sonnenlichts nach der Sonnenwende, dem Anschwellen des Nils in Ägypten, dem Sterben und Geborenwerden, indem sie vertröstet auf eine bessere Zukunft, um die Wirklichkeit erträglich zu machen.

Vielleicht haben die recht, die meinen, Christentum sei der Versuch, Religion erträglich zu machen. Das könnte erklären, warum sie einerseits die alten Bilder des Heils aufzog wie ein Schwamm und sie taufte. Die Kirche beschrieb mit diesen Bildern das Geheimnis des menschengewordenen Gottes. Sie übernahm Bilder des zyklischen Sich-Wiederholens und Bilder dualistischen Kampfes, Bilder gnostischer Erfüllung des Ewigen Anspruchs und ethischer Möglichkeit. Aber andererseits wußte sie um die Grenzen der Bilder, wußte daß das Reich Gottes nicht zu haben, noch zu erwerben sei. Sie wußte lediglich, dass Gott dem Menschen nahegekommen sei, daß der Mensch sich in Sehnsucht ausstrecken muß, daß der Menschensohn keinen Ort hat, wohin er sein Haupt legen kann und daß es doch Orte gibt wo wir ausruhen dürfen, wie ein kleines Kind bei seiner Mutter.

Wer war dieser Jesus? Da ist der Christbaum und der Schnee. Was wäre Weihnachten ohne das Lied „Stille Nacht Heilige Nacht“. Der Jesus der Kindheitsevangelien ist zum holden Knaben im lockigen Haar mutiert, der noch heute die Kirchen mit Einjährigen füllt, - und mit denen, die einmal im Jahr zur Kirche kommen. Das romantische Bild der Erfahrung einer heilen Welt, in der selbst das Wetter als pünktlich abrufbarer Schnee einzufordern ist, gibt gnadenlos seinen Druck weiter an den Konsu-

menten. Religiöse Bedürfnisse werden von keinem kirchlichen Fest so angerührt wie vom Weihnachtsfest. In den entkirchlichten Niederlanden haben die Diözesanmuseen nie einen höheren Zulauf als vor Weihnachten. Geschenksorgien verdecken das Unvermögen, gemeinsam für das gegenseitige „Da Sein“ zu danken. Das Unvermögen, es mit der Familie auszuhalten, eskaliert bei der Telephoneseelsorge und den Rettungsdiensten, die sich um Selbstmordversuche zu kümmern haben. Weihnachtstourismus heißt heute, daß Menschen aus der Enge ihrer von den Kindern verlassenen Wohnung fliehen in das Land, wo man beim „Christkindl“ auch die Post aufgeben kann. Wenn für den Christen Menschwerdung heißt, daß Gott sich nicht zu schade war, dem Menschen zu begegnen als Du und der Mensch nur durch dieses Du gerettet werden, sich selber so aushalten kann, wie er ist, dann sollten auch diese Auswüchse als Teil dessen verstanden werden, was Menschwerdung heißt: Scheitern und Suchen, je neue Grenzen hervorzubringen und doch zu leben, nicht zu erlahmen im Kitsch des Wohlbehagens am eigenen Gefühl.

Wer war dieser Jesus?

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland](#)

Jahr/Year: 2000

Band/Volume: [104](#)

Autor(en)/Author(s): Wintz Klaudius

Artikel/Article: [Menschwerdung oder Am Anfang war nicht der Christbaum. 235-254](#)